

zu verlassen. So lange es die Jahreszeit erlaubte, wollte er sich in der Welt umsehen und den Winter dann in der Residenz zubringen. Der Müller schien wenig überrascht von diesem Plan und war ganz damit einverstanden. Er durchschaute sehr wohl, was den Reffen zum Fortgehen bewog, doch behielt er diese Gedanken für sich. Selbst Senta's schmeichelnde Bitten entlockten ihm kein Wort. Sie war Anfangs trostlos über die projektierte Reise. Hatte sie sich doch den Winter hier in der Einsamkeit so herrlich ausgemalt, und nun wollte er, der doch in ihrem Bilde eine der Hauptpersonen war, vom Schauplatz verschwinden, das war zu arg. Schmolend ging sie umher. Henry selbst fragte sie nicht, weshalb er fortginge, noch weniger hätte sie ihn gebeten, zu bleiben. Er brauchte es gar nicht zu wissen, daß ihr sein Fortgehen unangenehm sei. Der herzlose Barbar! Doch vielleicht ließ sich etwas durch Tante Gundel vermitteln, auf sie hielt er ja sehr viel. Leider war aber auch das vergebens.

So rückte allmähig die Zeit seiner Abreise heran. Es war an einem schönen Septemberabend, als Senta mit Tante Gundel in der Veranda saß. Leise kicherten die Nadeln der fleißig strickenden Alten. Senta schaute ihr zu. Die Dämmerung hatte sie gezwungen, die feine Stiderei bei Seite zu legen und fast spöttisch sagte sie: „Ist das nun das letzte Paar zu seiner Ausstattung, Tante?“

„Ja, mein Kind, und ich muß mich damit beeilen, denn morgen muß der Koffer gepackt werden.“

„So, und übermorgen reist er fort. — Tante, sorgst Du auch so für mich, wenn ich einmal fortgehe, ich glaube es kaum.“

„Gewiß, mein Liebling, und noch weit mehr dazu, aber Du wirst nie fortgehen, hoffe ich; was würde dann aus uns Alten werden!“

„Rein, sei nur nicht bange, Tantenchen, so undankbar bin ich doch nicht, so halbstarrig, daß ich partout das will, was Andere nicht wollen.“

Sehr laut und scharf accentuirt sprach sie diese Worte. Selbst Tante Gundel's beschwichtigendes Sch— vermochte nicht zu verhindern, daß sie hinüber schallten zu dem andern Ende der Veranda, wo Dunkel und Kesse augenscheinlich mit wichtigen Geschäftsangelegenheiten beschäftigt waren. Trotzdem hatte Henry's Ohr die Worte der Cousine vernommen. Er biß sich die Lippen, doch ruhig, als hätte er nichts gehört, setzte er das Gespräch mit dem Onkel fort.

Nach einer Weile hörte er wieder Senta's Stimme: „Schadet nichts, Tante, wir werden schon Erjaß bekommen. Weißt Du schon, daß Hugo Stern wahrscheinlich zum Winter nach Hause kommt? Ich bin wirklich begierig, ihn einmal wieder zu sehen, und ich glaube, der wird's schon verstehen, uns über den langen Winter hinzuhelfen. Er soll sehr schön singen, sagte mir seine Mutter.“

Nun überließ' Henry doch heiß und kalt, und kaum vermochte er noch dem Onkel auf seine Fragen zu antworten; dann, eine notwendige Versorgung vorschlagend, eilte er fort. Auch Senta hatte sich erhoben, da Tante Gundel ins Haus ging. Sie hatte ein leichtes Tuch umgeschlagen und ging langsam den Kiesweg entlang. Der Abend war so schön, bald stand sie auf der Brücke und schaute über das Geländer in die klare Bluth; still und ruhig floß das Wasser dahin und gab, vom Mondschein erhellt, klar und deutlich ihr Antlitz zurück. Wie schön war doch ihre stille, einsame Heimath! Da näherte sich vom entgegengesetzten Ufer ein fester Tritt der Brücke. Sie wendete das Haupt und im nächsten Augenblick stand Henry vor ihr.

Sein beinahe finsterner Blick maß sie verwundert: „Du noch hier, Senta? Du willst Dich wohl erkälten in dem lustigen Gewand.“

„Das werde ich nicht, ich möchte im Gegentheil noch gern ein wenig auf dem Teiche herumrudern und die Schwäne im Mondschein belauschen. Ruderst Du mich? Papa erlaubt ja nicht, daß ich mich allein auf das Wasser wage.“

„Wenn Du durchaus willst, so komm, an mir soll's nicht fehlen. Es ist überdies wohl das letzte Mal in diesem Jahre, daß wir zusammen rudern.“

Er sagte das ruhig und nur ein sehr scharfer Beobachter hätte wahrgenommen, daß diese Ruhe eine erkünstelte war. „Doch laß uns eilen,“ sagte er hinzu, „allzulange wird uns der Mondschein wohl nicht mehr leuchten.“

Eilig ging er voran, um den Rahn von der Kette zu lösen. Wie der Kies unter seinem festen Tritt knarrte! War es nicht rücksichtslos von Henry, seinen Schritt auch nicht ein wenig zu mäßigen? Hatte er denn vergessen, daß Senta ihm folgte?

Er löste die Kette. O weh, zu heftig war wohl die Bewegung gewesen, denn das Boot glitt eine Strecke ins Wasser hinein. Rathlos stand Senta am Ufer. Ihre leichte Fußbekleidung erlaubte keine Berührung mit dem Wasser, sie hätte sich gewiß nasse Füße und damit eine Erkältung geholt. Henry schien keine Ahnung von ihrer Noth zu haben und fragte, als sie noch immer zögernd dastand, in ungeduldigem Ton: „Willst Du nicht einsteigen? Wir versäumen unnütz die Zeit.“ Da traf ihn ein hilfloser Blick und ohne weitere Frage hob er sie mit kräftigem Arm leicht empor und setzte sie behutsam auf den besten Platz im Boote nieder. Schweigend nahm er ihr gegenüber Platz, schweigend ruderte er der Insel zu. Es war, als fürchte sich Jeder, die Stille

zu unterbrechen. Da war schon die kleine Insel erreicht. Henry reichte Senta die Hand, um sie zum Rest der Schwäne zu führen, damit sie auf dem schlüpfrigen Boden nicht schlief trete. Leise bog er das Schiff, welches das Nest wie eine grüne Mauer umgab, auseinander. Da saßen die stolzen Schwäne friedlich neben einander, alte und junge, doch bei dem Geräusch reckten sie erschreckt die langen Hälse empor und stießen ängstliches Geschrei aus. Eilig zogen sich die beiden Rudersitzer zurück und schwammen bald wieder auf der immer dunkler werdenden Wasserfläche.

Es war ein schöner Abend, so schön, wie nur der September sie uns vereinzelt zu geben vermag. Ruhe und Friede ringsum. Auch die tropigen Herzen der Beiden auf dem Wasser mochten wohl seine Weisheit empfinden.

„Ich danke Dir, Henry, daß Du meine Bitte, mich noch zur Schwäneninsel zu rudern, erfüllt hast,“ brach Senta endlich das Schweigen. Der Ton ihrer Stimme vibrirte leicht.

„Warum dankst Du mir, Senta? Ich habe Dich oft schon gerudert und Du hast es stets selbstverständlich gefunden?“

Fragend ruhte sein Blick auf ihr, sie erröthete. „Weil ich sonst glaubte, Du thätest es gern. Das ist jetzt anders geworden.“

„So, woraus ziehst Du diesen Schluß?“

„Aus Deinem Fortgehen, und gefühl' es nur, Du wärst am letzten Abend lieber bei dem Vater im Hause geblieben. Ich hätte gar nicht das Verlangen äußern sollen; verzeh' mir. Laß uns so rasch als möglich heimkehren,“ setzte sie mit bebender Stimme hinzu, als ihr keine Antwort ward.

Henry hatte das Ruder eingezogen und sah da, den Kopf in die Hand gestützt, den Blick aufs Wasser gerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Unsere Töchter und deren Zukunft. Was kann dem Elternherzen näher liegen, als die Versorgung der Kinder und namentlich der Töchter? Der kräftige Knabe, der muthige Jüngling, sie helfen sich durch die Welt; schwerer wird es den Mädchen. Immer weniger Männer aus dem Mittelstande verheiratheten sich; allerhand Gründe gegen die Ehe werden vorgebracht. Viele Männer meinen, ohne eine reiche Partie, ohne Vermögen, selbst bei einem Einkommen von einigen Tausend Mark wäre heutiger Tages ein Hausstand nicht zu erhalten. Und doch geht dies ganz gut, wenn die Frau eine tüchtige Hausfrau ist, wenn sie es versteht, sich den gegebenen Verhältnissen mit Heiterkeit und Lebensmuth anzupassen. Es kommt immer auf die Leute an. Das Glück kommt nicht von außen, es blüht im Herzen; man kann auch mit Wenigem zufrieden sein. Darum Du, Mann, prüfe die Erwählte, ob sie sich auch in kleinen Verhältnissen glücklich fühlt, ob ihre Erziehung die rechte war, prüfe sie auf ihre Charakterfestigkeit und Gebiegenheit ihrer Bildung, prüfe sie auf hingebende, opferfähige Liebe. Viele Ehen wären glücklicher, wenn in Schule, Haus und Pension mehr Werth auf nützlich, praktisches Können und auf die Charakterbildung der Töchter gelegt worden wäre.

— Glücklicherweise bietet sich uns in dieser Beziehung guter Rath an. Der bekannte Director der Töchter-Bildungsanstalt zu Erfurt in Thüringen, Karl Weiß, hat ein Buch geschrieben: betitelt: „Unsere Töchter und ihre Zukunft, ein Mädchen-Erziehungsbuch.“ Dies Buch muß jeder Vater, muß jede Mutter besitzen, es lesen, gründlich studiren und langsam verarbeiten. Es ist ein kostbares Buch, obgleich es ein geringes kostet. Versäume Keiner, es anzuschaffen, der für ein Mädchenleben verantwortlich ist. Es ist, Beweis seiner Vortrefflichkeit, bereits in 3ter Auflage erschienen. Man giebt dem Verfasser in jeder Zeile recht und schreibt unter die letzte: Ja! Hiermit bin ich einverstanden. Ein Mädchen, nach Weiß'schen Grundsätzen erzogen, mit dem von ihm verlangten Sein, Können und Wissen ausgestattet, kann ruhig in seine Zukunft schauen. Eine Jungfrau, wie Weiß sie wünscht, steht auf eignen Füßen und kann aus eigener Kraft sich eine Existenz sichern. Frei kann sie im gegebenen Fall den Gatten wählen; in ihrer Gebiegenheit wird sie den braven Mann beglücken, und dieser wird ein großes Loos mit ihr gewinnen. Das ganze Sinnes und Trachten des Autors geht darauf, dem schwachen Geschlechte seine Schwäche zu nehmen und es stark, fest, sicher zu machen. Nach seinen Grundsätzen werden gesunde, ächte, deutsche Frauen erzogen, wie es unsere wadern Mütter und Großmütter waren, und wie es in vielen Fällen unsere Frauen heute noch sind. Weiß ist eine urgefunde, poetische Natur, wenn auch Mondschweinschwärmerei keine Gnade bei ihm findet; er ist durch und durch religiös, ohne das bloße Frommthum und äußeren Schein gut zu heißen. Eine öffentliche Stimme nennt ihn bahnbrechend und maßgebend auf dem Felde praktischer Frauenbildung und Töchtererziehung. Wer sich in der nächsten Buchhandlung das Buch: „Unsere Töchter und deren Zukunft“ kauft, wird Schreiber dieses dankbar sein für diese Notiz.

— Eine aufregende Szene spielte sich Sonn-

abend Vormittag elf Uhr auf dem Leipziger Platz in Berlin ab. Ein flüchtiger Mann, der, mit allen Zeichen der Angst auf dem bleichen Gesicht, von der Königgräzerstraße hergelaufen kam und von einem Mann und mehreren Schutzeuten verfolgt wurde, kam dicht vor dem Leipziger Platz auf dem Pflaster zu Fall, nachdem er mehrere Vorübergehende recht unsanft angerannt hatte. Hier wurde er ergriffen. Jedermann glaubte zunächst einen Spitzbuben vor sich zu haben, alsbald jedoch klärte sich die Sachlage in anderer Weise auf. Der Eingefangene, ein junger Mann von kaum dreißig Jahren, war ein auf der Ueberführung nach dem Maison de Santé in Schöneberg entsprungener Kranker. Ein großer Auflauf bildete sich alsbald um die nun sich abspielende Szene. Der Ergriffene blickte verstört um sich und suchte mit ängstlichem Flehen Schutz bei den Umstehenden: „Um Gottes Willen, erbarmen Sie sich meiner, man will mich ins Irrenhaus schleppen und ich bin doch ein gesunder Mensch!“ Es half ihm nichts, er wurde überwältigt, seine krampfhaft sich an einem Laternenpfahl festklammernden Finger wurden von ihrem Halt losgemacht und der Flüchtling in die Droschke zurückgeschleppt.

— Nach Dr. Koch's Ansicht über die Cholera ist das Wasser der große Träger der Mikroben; sie leben im Wasser und werden nach der Enttrocknung nicht wieder lebendig. Die Karawanen, welche die Wüste durchziehen, übertragen nicht die Cholera. Sie ist nicht übertragbar durch die Luft, auch nicht durch unmittelbare Berührung, sondern nur durch Berührung mit dem Auswurfe im feuchten Zustande oder mit Gegenständen, die davon berührt worden sind, dazu bedarf es aber außerdem einer Empfänglichkeit der Schleimhäute. Getränke und Früchte sind gefährliche Träger, weil sie von Choleraerkrankten berührt worden sein können. Dr. Koch empfiehlt die Absonderung, um die Berührung zu vermeiden. Desinfectionsmittel wie Zinnchlorür zerstören die Keime und mit dem Körper sterben auch die Mikroben, doch thut man besser, die Leichname fortzuschaffen und die Wäsche zu zerstören. Alkoholgetränke sind nicht belebend, wenigstens nicht, wenn nicht mit Wasser versetzt. Der trockene Zustand muß also erhalten bleiben, die Wäsche verbrannt, die Zimmer verschlossen und nur mit Phosphorsäure gesäubert werden. Der Genuß von Früchten ist zu unterlassen. Der Verkehr mit den Kranken ist zu beschränken. Als Schutzmittel gegen die Seuche empfiehlt Dr. Koch Laudanum.

— Das Waschen von Gemüse und Salat soll erst geschehen, wenn man sie für die Küche oder Tafel zubereitet. Kartoffeln, weiße Rüben, Möhren, Sellerie, Pastinaken u. u. verlieren ihren eigenthümlichen feinen Geschmack schnell durch das Waschen. Bringt man im Sommer Blumenkohl und andere Kohlsorten in Berührung mit Wasser, so verdirbt es diese schnell und nimmt den Pflanzen ihre Frische und ihren Wohlgeschmack. Noch schlimmer ist es mit den Salatarten. Wenn man sie überhaupt waschen will, so sollte dies nur unmittelbar vor der Zubereitung geschehen, alles Wasser dann durch Ausschüteln und Schwingen in einem Bindfadennetz, Durchschlag oder einer Serviette entfernt und sogleich gemacht werden. Je frischer aus dem Boden, desto feiner und frischer schmeckt der Salat, namentlich Rapskohl, Kopfsalat, Endivien, sowie Kräutersalat. Nichts verdirbt den Wohlgeschmack der Gemüse mehr und macht den guten Salat schneller schal und ungenießbar, als wenn Wasser daran hängt. Ist der Salat ganz rein, so bereitet man ihn am besten ungewaschen zu, muß er aber gewaschen werden, so geschehe dies rasch und man trockne darnach die Blätter schnell mit einem reinen weißen Tuche; niemals lasse man irgend welchen Salat mehr als einige Minuten im Wasser.

— Sinnes täuschungen. Um sich zu überzeugen, wie unzuverlässig der Gehörsinn — bei geschlossenen Augen — ist, veranstalte man folgendes, übrigens sehr erlustigende Experiment: Man lasse eine Person auf einen Stuhl niedersitzen und die Augen schließen, am besten mit den Händen zuhalten. Hierauf nehme man zwei Markstücke oder Thaler so in die Rechte, daß Daumen und Mittelfinger sie halten, während der Zeigefinger dazwischen eingeklemmt ist. Hierauf bringe man, ohne die Versuchsperson mit dem Arm zu streifen, die Geldstücke langsam vor das Gesicht, über oder hinter den Kopf, in die Brustgegend vor den Schoß des Nichtsehenden und ziehe an einer bestimmten Stelle, die festzuhalten ist, den Zeigefinger heraus, so daß die Flächen der Münzen aufeinander schlagen. Fragt man hierauf: „Wo war es?“ so wird der Befragte, wenn er wirklich nicht gesehen hat, regelmäßig eine ganz falsche Stelle als Ursprungsort des Geräusches angeben, und nach rechts deuten, wenn das Geräusch links erfolgte, oder nach dem Kopfe zeigen, wenn man in der Gegend seiner Ellbogen die Geldstücke klappen ließ. Um so drastischer wird das Experiment, wenn man dasselbe mit zwei Personen ausführt, die nebeneinander sitzen. Sie werden in der allerbestimmtesten Weise in der Regel auf direct entgegengesetzte Richtung raten. — Uebrigens sei erwähnt, daß uns der Gehörsinn bei verschlossenen Augen oder im tiefen Dunkel nur